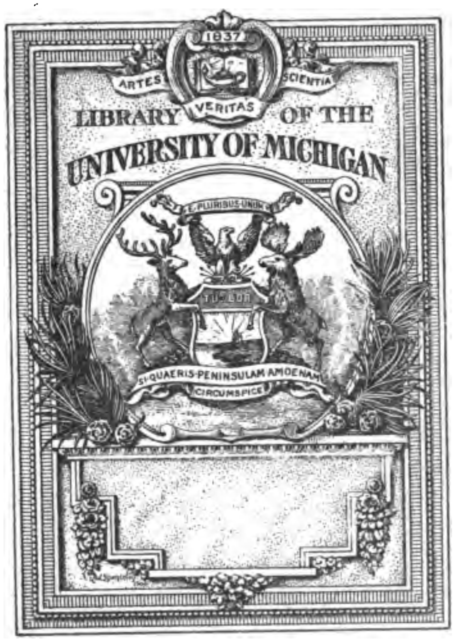

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Gustav Freytag.

Gedächtnis-Rede

gehalten auf dem

vierten allgemeinen deutschen Schriftsteller- und Journalistentag

in der Aula der Universität Heidelberg

von

Dr. Adalbert von Hanstein

Heidelberg.
Verlag von J. Hörning.
1895.

Der Reinertrag ist für die Pensions-Anstalt Deutscher Schriftsteller und Journalisten bestimmt.

Hochgeehrte Anwesende!

Es ist ein Brauch der deutschen Schriftstellergenossenschaft, in jedem Jahre derjenigen Dichter zu gedenken, die in jenem Jahre verstorben sind. Nur einen grossen Toten haben Deutschlands Poeten in diesem Jahre zu beklagen, aber der Name dieses einen Mannes bedeutet gleichsam ein ganzes Stück deutscher Litteraturgeschichte der neueren Zeit. Es ist gerade in unserem Vaterlande selten einem Schriftsteller beschieden, so völlig gleichmässig von dem Publikum und von den zeitgenössischen Denkern und Kritikern als ein Meister seiner Art anerkannt zu werden, wie es gerade bei Gustav Freytag der Fall war. Die für deutsche Verhältnisse geradezu erstaunliche Höhe der Auflagen seiner Hauptwerke steht im direkten Verhältnis zu der allgemeinen Anerkennung seitens der ganzen Nation, die ihn bei Lebzeiten schon gewissermassen zu ihren Klassikern zählte. Den Ruhm hat er zwar mit mehreren, die Popularität mit sehr vielen seiner zeitgenössischen Kollegen geteilt, aber was ihm eine Ausnahmestellung gab, das war wohl das Gefühl, dass er in allen Momenten der Entwickelung unserer vaterländischen Ge-

schichte, die er miterlebt hat, auch gleichzeitig ein geistiger Führer gewesen ist. Die Deutschen haben, wie zu allen Zeiten, so auch heutzutage, viele Lieblingsdichter unter den Lebenden, aber sehr selten nur sehen sie in einem derselben etwas mehr als einen unterhaltsamen Freund ihrer Mussestunden. Die ehrfürchtige Scheu, mit denen sie zu grossen Staatsmännern oder grossen Gelehrten bewundernd emporzublicken pflegen, empfinden sie selten dem zeitgenössischen Dichter gegenüber. Mag der Dramatiker ihnen auch die eigene Zeit bedeutungsvoll auf der Bühne vorführen, mag der Lyriker ihre Freuden und ihr Leid in seine Verse giessen, mag der Romanschriftsteller ihnen Ereignisse und gedankenreiche Schilderungen der eigenen oder der vergangenen Tage geben — deutsche Leser und Hörer sehen in alledem doch mehr einen anmutigen Zeitvertreib, als eine ernste nationale Angelegenheit. Während sie dem grossen Poeten der Vergangenheit und ihrer eigenen klassischen Periode die Schule öffnen und eine wesentliche Bildungsstufe in ihren Empfindungen erblicken, so halten sie den Poeten, der noch lebend in ihrer Mitte weilt, für einen Mann, der sich vom eigentlichen ernsten Kampf des Lebens fern hält und sich damit begnügt, Frauen und Kindern Märchen zu erzählen, denen auch der Mann gelegentlich einmal in einer Erholungsstunde nach durcharbeitetem Tage lauschen mag. Die innige Wechselwirkung aber zwischen einem grossen Schriftsteller und seinem Volk, die in den meisten anderen Kulturländern besteht, die in Frankreich und Spanien dem Poeten die Pforten der Akademie öffnet, die ihnen in Schweden und Norwegen ein Staatsgehalt verschafft — sie fehlt meist in Deutschland so völlig, dass schwerlich ein Listen-Scrutinium in unserem Vaterlande dazu führen könnte, dass selbst

vom Volke ein zeitgenössischer Litterat unter den geistigen Führern genannt werden würde. Gustav Freytag gehört zu den wenigen Ausnahmen. In seinen dichterischen Schöpfungen erblickte die Nation schon während seines Lebens den Ausdruck eines grossen Teiles ihres eigenen Wertes, und obgleich er in den letzten Jahren so beharrlich schwieg, obgleich sein niemals allzu produktiver Geist längst in beschaulicher Betrachtung ausruhte, und obgleich er nichts that, um die neueste Generation an seinen Namen zu erinnern — trotzdem — oder vielleicht auch gerade darum blieb das, was er vor langer Zeit geschaffen, immer frisch und immer neu, und der stille Einsiedler in dem bescheidenen Landhaus zu Siebleben durfte in bescheidenem Stolz vor einigen Jahren noch eine öffentliche Feier seines 70. Geburtstages ablehnen, mit der Begründung, dass ihm das Bewusstsein genüge im Herzen seines Volkes fortzuleben. Fast hätte er in dieser stillen Abgeschlossenheit noch das 80. Lebensjahr erreicht und würde auch diesen neuen Abschnitt seines Lebens nur in seinem Garten, in der Gesellschaft der Seinen und umzwitschert von den Vögeln seines Parks verlebt haben, nach echter Poetenart.

Der Anfang dieses langen, erfolgreichen und schönen Lebens fiel in jene Zeit der schwülen Ruhe, welche die deutschen Freiheitskriege von der Zeit der deutschen Verfassungskämpfe trennt. Als der Sohn einer kleinen Stadt hatte er in seiner Kindheit und Jugend wohl weder von grossen Thaten, noch von grossem Ruhm geträumt, als er die hergebrachte Laufbahn eines jungen Gelehrten antrat, und wir können beim Ueberblicken seines Lebens genau die Stelle erkennen, wo er urplötzlich zur Anteilnahme an den Geschicken seines Vaterlandes erwachte. Bis zum Jahre 1848 war er

sorglos durchs Leben gewandert. Geboren am 13. Juli 1816 in der kleinen schlesischen Stadt Kreuzburg, als der Sohn eines braven Arztes, der es zum Bürgermeister in jenem Orte gebracht hatte, war Gustav Freytag herangewachsen in den unendlich schlichten, kleinbürgerlichen Verhältnissen jener uns kaum mehr vorstellbaren Zeit ohne Eisenbahnen und Telegraphen. Nie hat er die Eindrücke dieser ersten Zeit seines Lebens vergessen: das patriarchalische Familienleben, die spartanische Einfachheit der Sitten, die Anspruchslosigkeit und das stille Glück der Menschen, die seine Kindheit überwachten. Mit der ihm eigentümlichen Darstellungskraft hat er in seinen Lebenserinnerungen das harmlose Städtchen selbst gezeichnet und in dem letzten Roman, den er geschrieben, in dem Schlussbande seiner „Ahnen“ lässt er den letzten Enkel des grossen Ingo aus jenem schlesischen Städtchen hervorgehen. Für sein ganzes Schaffen ist zweifellos der Ort, wo seine Wiege gestanden hat, bestimmend gewesen. Der junge Kleinstädter lernt früh die Einzelheiten beobachten, wo kein grosses Weltstadtgetriebe ihn verwirrt. Und die Freude am Detail, der Sinn für die Kleinmalerei, das Bestreben, grosse weltgeschichtliche Ereignisse in ihrer Wirkung auf kleine Verhältnisse zu schildern, sind ihm sein Lebelang verblieben. Gleichzeitig aber regte dieser von slawischen Elementen allwärts umlagerte vorgeschobene Posten des Deutschtums, den seine Heimatstadt bildet, früh das nationale Gefühl in ihm an, und das ist der zweite wesentliche Grundzug seiner Persönlichkeit geworden. Als ein begabter, aber keineswegs als ein frühreifer Knabe, entwickelte er sich in dem Hause seines kenntnisreichen Vaters und in dem primitiven Unterricht, den ihm ein Onkel Pfarrer erteilte, bis man den heranwachsenden Knaben zu einem

anderen Oheim nach dem Städtchen Oehls entsandt, wo er das Gymnasium besuchte, und, ohne verblüffende Genieblitze zu zeigen, zu einem tüchtigen Primaner und zu einem gut bestehenden Abiturienten heranreifte. Die Persönlichkeiten, die ihm bisher auf seinem Lebensweg begegneten, hatten es nicht vermocht, grössere Anlagen in ihm zu wecken. Der Onkel Karl Freytag, bei dem er in Oehls in Pension lebte, ist uns von ihm selbst plastisch geschildert worden. Der lange Mann, dem eine Rückgratsverkrümmung das Leben verbittert hatte, war in seinem Beruf ein tüchtiger Jurist, in seinem Seelenleben aber ein verschlossener Stoiker geworden, der durch sein körperliches Missgeschick sich von der Gesellschaft ausgeschlossen glaubte, eine desto feierlichere Gesellschaft aber von grossen Geistern aller Zeit in seiner Bibliothek um sich versammelt hatte und mit diesen stummen Freunden sich den ganzen Tag unterhielt, höchstens noch eine Stunde für die Pflege seiner Blumen erübrigend. Für die Pflege der jungen Menschenpflanze an seiner Seite aber hatte er kein Verständnis. Vergebens bemühte der Knabe sich, eine Gemütsbeziehung zwischen sich und seinem Erzieher herzustellen; dennoch bewahrte er ihm bis in sein höchstes Alter hinein eine freundliche Erinnerung, denn er hatte Verständnis für die Tragödie, die sich in der Brust dieses einsamen Mannes abgespielt haben musste, ehe er sich bis zu solch philosophischem Standpunkt der Weltverachtung hindurchgearbeitet hatte. Die Neigung des jungen Gustav, in fremde Menschenseelen hineinzublicken und ihre Rätsel zu erraten, fand bei dieser Gestalt und bei ähnlichen Figuren des an Originalen reichen Kleinstadtlebens früh eine Aufgabe. Dagegen wirkten die Bücher nur langsam auf ihn ein. Nach Knabenart hatte er sich früh in Ritterromane

vertieft. Der treffliche Erzähler Walter Scott wurde der Liebling seiner Jugendjahre und blieb es bis in sein spätestes Alter. Erst als heranreifender Jüngling fand er Sympathie für Schiller, noch später erst erschloss sich ihm das Verständnis für Goethe. Aber die lebendige Darstellung auf der Schaubühne hatte ihn früh angeregt. Eine wandernde Truppe hatte ihm in Kreuzburg die erste Neigung für das Drama erweckt und, ganz nach Goethes Muster, hatte er schon als Knabe die erste Liebe zu einer kleinen Schauspielerin. Doch war das bei ihm keine frühreife Neigung, sondern es war eine Kinderfreundschaft zwischen ihm und einem kleinen Mädchen, das auf der Bühne Kinderrollen zu spielen hatte. Er hat sie später einmal wiedergesehen, als eine längst unglücklich gewordene Schauspielerin, und diesem kleinen Abenteuer entnahm er wohl auch die entsprechende Episode in seinem letzten Roman. Tiefer greifende Anregung empfing er bald als Breslauer Student, wo er in das Corps der Borussen eintrat und mit Rapier und Bierseidel dem fröhlichen Studentume huldigte. Eine über das Corps verhängte Strafe veranlasste ihn, Breslau zu verlassen und nach Berlin zu gehen. Ein Studienfreund hatte ihm viel vorgeschwärmt von der preussischen Hauptstadt, aber dem jungen Schlesier wollte es in Berlin anfangs gar nicht gefallen. Er moquierte sich über die langen und breiten Strassen, auf denen kein Mensch zu sehen wäre. Denn der grossstädtische Verkehr, der heute die Reichshauptstadt durchbraust, fehlte damals der politisch so bedeutungslos gewordenen Hauptstadt Preussens. Sehr bedeutungsvoll aber griff bald die Freundschaft mit zwei jungen Landwirthssöhnen aus der Mark in sein Leben ein. Auf dem Gute des Herrn Koppe, eines tüchtigen Schülers Thärs, lernte er die Landwirtschaft grösseren

Stils kennen und die Erinnerung an diese Zeit kehrte ihm viel später noch wieder in seinem Romane „Soll und Haben". Vor der Hand beendigte er seine Universitätsstudien mit stillem Fleiss; er sagt selbst von sich, dass er kein eifriger Kollegienhörer gewesen ist. Nur der grosse Philologe Lachmann fesselte ihn gewaltig, durch ihn wurde er dauernd für die Litteratur der deutschen Vorzeit interessiert. Bei ihm bestand er die Doktorprüfung, wie er selber sagt: „gerade mit so viel Lob, als nötig war, um zu den Ehren eines Doktors befördert zu werden". Seine Doktorarbeit, welche von den Beziehungen der geistigen Schauspiele des Mittelalters zu den alten dramatischen Dichtungen deutscher Vorzeit handelte, war schon bezeichnend für seinen späteren Entwickelungsgang. Die Freude am Drama ist ihm geblieben, die historische Betrachtung ist hinzugetreten, und in ihm reifte der Plan, eine Geschichte des deutschen Dramas und der deutschen Schauspielkunst zu schreiben. Nach kurzer Rückkehr ins Vaterhaus geht er nach Breslau, um sich nach damaliger Sitte ein Jahr nach der Doktorpromotion schon als Privatdozent zu habilitieren. Ueber die Schauspiele der mittelalterlichen Nonne Roswitha von Gandersheim handelt seine neue Dissertation. Aber bald sollte ein Zufall ihn von seiner akademischen Laufbahn abrufen.

Er las von einem Preisausschreiben für das moderne Lustspiel seitens der berliner Intendanz und schickte sorglosen Mutes einen soeben abgeschlossenen poetischen Versuch, unter einem Motto, vorschriftsmässig an die angegebene Adresse. Das Stück, „Die Brautfahrt, oder Kunz von der Rosen", war nun allerdings nichts weniger als ein modernes Lustspiel. Aus den Tiefen deutscher Vergangenheit hatte er den Stoff heraufbeschworen, und die Werbung des jungen habs-

burgischen Prinzen Max, des späteren Kaisers Maximilian um die Hand der Prinzessin von Burgund — das alte berühmte Abenteuer des Ritters Theuerdank — hatte er zu einem dramatisierten Roman verarbeitet. Der humoristische Kunz, der im Vordergrunde steht, kann allenfalls für eine schauspielerische Rolle gelten, das ganze Werk aber reiht in bunter Folge Szenen ohne grosse Wirkungen aneinander, und es ist verwunderlich genug, dass die berliner Intendanz mit drei anderen Stücken auch dieses vierte mit einem halben Preis bedachte. In Breslau kam es zur ersten Aufführung und mit Schrecken erkannte der junge Dichter schon bei den Proben, dass er das Gegenteil eines Dramas geschrieben habe. Vor allen Dingen bemerkte er den völligen Mangel jeder dramatischen Wirkungsfähigkeit und sehnte sich leidenschaftlich nach einem Lehrmeister in der dramatischen Technik.

Das deutsche Drama hatte um jene Zeit durch den Eintritt der sogenannten „Jung-Deutschen" in die Litteratur, mindestens äusserlich einen starken Aufschwung genommen. Gutzkow und Heinrich Laube hatten ihre Meisterschaft in der theatralischen Technik bewiesen. Beide gingen aber zweifellos zu sehr auf den Effekt aus und namentlich Laube verfiel als Dramatiker später in eine hohle äusserliche Mache. Aber für Gustav Freytag schienen sie beide damals unerreichbare Vorbilder. Wesentlich formal gebildet wie er war, wünschte er vor allen Dingen das dramatische „Handwerk" zu erlernen. Er braucht diesen Ausdruck mehrmals mit Vorliebe in seiner Selbstbiographie, wenn er jener Zeiten gedenkt. Den richtigen Aufbau eines Stückes wollte er kennen lernen. Und während er sich beständig über scenische Wirkungen den Kopf zerbrach, scheint er sich gar keine Skrupel zu machen über den geistigen Gehalt

der Schauspiele. Der Kampf des jungen Deutschland mit den alten und neuen Romantikern durchbrauste damals die litterarische Welt, aber die Realisten selbst steckten noch immer in romantischen Schuhen. Der vielseitige, nervöse, halb realistische, halb sentimentale Gutzkow hatte nach und nach der neuen Zeit seinen Stempel aufgedrückt und sich seit kurzem auch der Bühne zugewandt. Im Jahre 1840 hatte er mit seinem Drama „Werner, oder Herz und Welt" wieder einmal einen Konflikt aus dem modernen Leben auf die Bretter gestellt. Aber sein zwischen Pflicht und Liebe, zwischen Kleinheit und Hochsinn schwankender Held ist ähnlich den Figuren seiner Romane gestaltet, eine jener Zwitternaturen, die in ihren eigenen Augen mehr Grösse besitzen als in den Augen eines naiven Zuschauers. Immerhin war damit wieder ein Versuch gemacht von Seiten der Poesie, die moderne Zeit dramatisch zu behandeln, die seit Ifflands Tagen mit wenigen Ausnahmen nur von dramatischen Handwerkern in den Kreis der ernsten Betrachtungen gezogen worden war. Jetzt aber ging der Drang allgemein wieder auf die Gegenwart. Herwegh hatte seine „Lieder eines Lebenden" nicht umsonst gesungen. Sogar der ganz zu historischen Betrachtungen neigende Friedrich Hebbel — das grösste dramatische Talent der Epoche — trat in den Kampf des Tages ein mit seinem sozialen Drama „Maria Magdalena" (1844). Die Gräfin Ida Hahn-Hahn schrieb ihre Romane und bildete sich an der Französin George Sand, und wie sehr auch in Richard Wagner, in Halm und anderen die romantische Tradition wieder für die Bühne Kraft zu gewinnen begann, der Zug der Zeit ging zweifellos auf das Moderne. Das erkannte auch Gustav Freytag, als er langsam seine Kräfte zu sammeln suchte zu einem neuen dramatischen Versuch. Während er,

ein gesellschaftlich beliebt gewordener Privatdozent, in Breslau in harmloser Geselligkeit und in schöngeistigen Vereinen glänzte, suchte er um jeden Preis etwas zu schreiben, das in die Zeit passte und der Bühne gerecht würde. Von den „Jung-Deutschen“ trennte ihn zwar eine fast angeborene Abneigung gegen die von jenen hochgeschätzte französische Litteratur, aber die gallische Bühnentechnik schätzte auch er, und unverkennbar ist der französische Einfluss in seinen beiden nächsten Schauspielen „Die Valentine“ und „Graf Waldemar“. Gewiss hat Julian Schmidt recht, wenn er in den Helden dieser Stücke viel Gutzkow'sches erblickte. Graf Waldemar hat sich ja bis heute auf den Bühnen gehalten und er vermittelt uns heute die Kunstanschauungen jener Zeit. Die Stücke, die Freytags Vorbilder waren, sind von der Bühne verschwunden, aber der Graf mit seinem wunderbaren Gemisch von Rührseligkeit und Leichtsinn, von aristokratischem Auftreten und kleinbürgerlichen Gefühlen, ist doch zweifellos in derselben Atmosphäre herangebildet, wie alle die Helden jener ersten Versuche, soziale Spannungen auf deutscher Bühne dramatisch zu gestalten. Charakteristisch für Freytags Grafen ist es, dass der Autor ihn nicht in grosse Zeitkämpfe hineinstellt, sondern ihn in eine kleinbürgerliche Liebesgeschichte verwickelt, in welcher die schlichten Leute die edlen, die Hochgeborenen aber die verkommenen Gellschafts-Elemente darstellen. Eine Schülerarbeit eines werdenden Meisters ist dieses Drama: eine Schülerarbeit darum, weil es mehr oder weniger unter dem Einfluss älterer Muster entstanden ist, und weil es in künstlich berechneter Technik gewissermassen wie die mehr oder weniger gelungene Lösung eines schwierigen Exempels erscheint. Die Tendenz seines Verfassers zeigt sich hier noch sehr verschwommen in dem

Gedanken, der bald Freytags Lieblingsidee wird, in der Verschmelzung des Adels mit dem Bürgertum.

Er selbst aber freute sich zunächst sorglos seines Bühnenerfolges, amüsierte sich über Gutzkows wunderliche Launen, trat in innigen Verkehr mit Heinrich Laube, schloss Freundschaft mit dem jugendfrischen Berthold Auerbach, den man infolge seiner ersten schwarzwäldischen Bauerngeschichten damals für den kommenden Mann hielt — und hing vergnügt seine Privatdozentenwürde an den Nagel, als ihm die Fakultät nicht gestatten wollte, ein Kolleg über deutsche Kulturgeschichte zu halten.

Da kam bald das grosse Ereignis, das ihn auf ernstere Bahnen lenkte. Die Revolution von 1848 brach aus, als er in dichterischer Musse in Dresden lebte. Ganz unvorbereitet traf dies Ereignis Niemanden, aber der plötzliche Ausbruch wirkte erschütternd auf alle die, welche bisher dem politischen Leben nur aus der Ferne zugeschaut hatten. Eine Zuschauernatur war Gustav Freytag bis dahin gewesen. Wie sein Entwicklungsgang langsam war, so fand er sich auch nicht schnell mit neuen Ereignissen ab. Das eine aber war in jenem Augenblick zweifellos auch seine Empfindung, was er später seinem Helden Viktor König in den Mund gelegt hat: „Ich bin nichts als Schriftsteller und habe die ersten frischen Jahre meiner Thätigkeit auf Dinge verwendet, die mir in diesem Augenblick so weichlich und ungesund erscheinen, dass ich mich ihrer schäme. Dies Lippenfechten über schöne Attitüden und ob die Geheimnisse einer ästhetischen Wirkung, und ob der Schauspieler das Bein so oder anders setzen soll. Pfui! — Unterdess schlich der Hass, die Verzweiflung, die Mordlust in die Seelen der Menschen, neben denen ich täglich vorbeiging. Aus einer furchtbaren Bethörung erwache

ich. Ihnen aber gelobe ich in dieser Stunde, ich thue ab von mir jede andere litterarische Thätigkeit und all mein üppiges Schwelgen im Lande der Träume. Ich will eine Antwort suchen auf die Frage: wie uns und unser geliebtes Preussen retten?“

Einen politischen Standpunkt hatte Freytag freilich schon längst den ganzen deutschen Wirren gegenüber. Von seinem Vater, einem äusserst patriotischen Mann, dem der Schreck über die beginnende Revolution das Leben gekostet, hatte er die Liebe zu Preussen geerbt. Aber die neue grosse Zeit ebenso wie sein Studium deutscher Vergangenheit hatte ihn mit Hass gegen jeden Partikularismus erfüllt. Von einem einigen Deutschland träumte auch er, wie die gesamte deutsche Jugend. Aber es war schon damals seine feste Ueberzeugung, dass nicht, wie die bisherigen Bestrebungen stets versucht hatten, unter Oesterreichs Führung, sondern allein unter Preussens Vortritt die deutschen Stämme zu einigen seien. Dies wurde sein politisches Glaubensbekenntnis, zugleich natürlich mit den Forderungen des deutschen Liberalismus. In dieser Hinsicht aber sich politisch zu bethätigen, das wurde ihm gar nicht leicht, denn die beiden politischen Vereine, die er in Dresden vorfand, entsprachen teils seinen Ansichten nicht, teils schienen sie ihm nicht ernst genug auf die Sache einzugehen. Er erzählt, wie in jener Zeit Heinrich Laube aufgeregt zu ihm gekommen sei und ihm erzählt habe, er sei von einem deutsch-böhmischen Ort zum Abgeordneten in das Frankfurter Parlament gewählt worden und rate ihm ein Gleiches. Freytag aber wies lächelnd den Gedanken von sich, mit einem böhmischen Mandat im deutschen Parlament zu erscheinen, denn gerade die Zugehörigkeit von Ungarn und Böhmen zu Oesterreich machten ihn ja zu einem Gegner der grossdeutschen Partei. Um aber

doch irgend eine praktische Thätigkeit zu finden, organisierte er in Dresden einen sogenannten Handwerkerverein nach dem Vorbilde des gleichnamigen Vereins in Berlin, der im Allgemeinen Volksbildung im liberalen Sinn zu seinem Programm machte. Eine weit grössere und befriedigendere Thätigkeit aber sollte sich seinem neu erwachten politischen Bedürfnis bald bieten durch eine neue folgenreiche Bekanntschaft.

Ganz zufällig traf er einmal bei Tisch einen jungen Mann mit blonden Locken und frischem, rosigen Kindergesicht und erfuhr, das es der bekannte Dr. Julian Schmidt sei, der damals gerade sich durch seine Geschichte der Romantik einen Namen gemacht hatte. Schnell erkannten die beiden in der Unterhaltung die völlige Uebereinstimmung ihrer Ansichten und Meinungen über Politik und Kunst und bald fanden sich beide zusammen in dem Plan, die in Leipzig erscheinende Zeitschrift die „Grenzboten“ gemeinsam zu übernehmen und zu leiten. Dieses Blatt hatte bisher besonders in Oesterreich sein Publikum gehabt, solange dort jede freie Meinungsäusserung in der Presse unterdrückt worden war, aber unter dem befreienden Einfluss der achtundvierziger Bewegung waren in Oesterreich selbst Zeitschriften erschienen, welche den Leipziger Grenzboten das Publikum streitig machten. Mit kühnem Entschluss gingen nun Schmidt und Freytag daran, die Zeitschrift in die neuen Bahnen ihrer eigenen Politik zu lenken. Zwei Männer also, die sich bisher fast nur mit Litteraturgeschichte und Aesthetik beschäftigt hatten, wurden unter dem Einfluss der grossen Zeitströmung urplötzlich zu Journalisten. Unbeeinflusst von irgend einem Parteizwang, frei von jedem Schematismus, ganz nur ihrem eigenen inneren Triebe folgend, beurteilten sie mit herzerfreuender Frische und Unabhängigkeit die Gährungen

ihrer eigenen Zeit. Fast unmöglich, mindestens sehr schwer ist in heutigen Tagen eine derartige Haltung einer politischen Zeitung. Damals aber, wo der deutsche Journalismus noch in den Windeln lag, wo es noch keine fest geschlossenen Parteien und zum mindesten noch keine despotischen Parteityrannen gab, war es der einzig mögliche Weg, aus der Kraft eigener Ueberzeugung heraus ein solches Blatt zu leiten. Mit köstlicher Satyre sind Gustav Freytags erste politische Artikel geschrieben. Man merkt denselben förmlich an, wie wohl sich ihr Verfasser in dem plötzlich erweiterten Gebiet seiner Thätigkeit fühlt, und dabei erkennt man leicht immer wieder den Dichter heraus aus all seinen Bemerkungen. Wenn er spöttelnd davon spricht, ein Minister, der auf „Dauerhaftigkeit“ Anspruch machen wolle, müsse bei den Komödianten in die Schule gehen, denn die dramatischen Effekte seien die Hauptsache im Völkerleben, so sieht man, wie er seine Studien über Bühnentechnik den neuen Zielen dienstbar macht. Dabei zieht sich durch seine Artikel vielfach die Sehnsucht nach einer grossen Persönlichkeit in der politischen Welt. Der Dramatiker sucht seine Helden. Das Missverhältnis zwischen dieser Sehnsucht und der Kleinlichkeit des alltäglichen Lebens regt in ihm anfangs täglich mehr den Satyriker an. Wenn er den Staatslenkern vorschlägt, bei der Beruhigung widerspenstiger Elemente vor allen Dingen die Bestechungscigarren nicht zu sparen, so sehen wir schon bei ihm eine Vorahnung aufsteigen von der Stimmung, in der er später sein Lustspiel die „Journalisten“ schuf. Aber auch einen ernsteren Helden sollte er bald für seinen Leitartikel bekommen, eine tragische Gestalt, wie er sie sich nur wünschen konnte. Von dem Moment an, wo Napoleon III. durch den Staatsstreich sich die Kaiserkrone von Frankreich erobert hatte, ist

es dieser neue Cäsar, mit dem sich Freytag mit Vorliebe beschäftigt. Gleich anfangs, wo er noch nichts ihm gegenüber empfinden kann als Verachtung, prophezeit er ihm die Nemesis der Weltgeschichte. Später, wie er die staatsmännischen Talente des Franzosenkaisers sich entfalten sieht, wie er ihn nach und nach die höchste Macht und das grösste Ansehen in Europa erringen sieht, da hält er ihm immer wieder vor, dass alle diese Grösse auf schwankendem Grunde ruhe, weil sie im letzten Grunde auf einen verbrecherischen Anfang zurückzuführen sei. Mit der Sorgfalt, mit der der Dramatiker eine Figur vom Schlage Richards III. bis in alle geheimen Schlupfwinkel ihrer Seele zu erforschen sucht, versenkte er sich immer wieder in die Betrachtung des geistreichen Abenteurers an der Seine und suchte alle eigentümlichen Handlungsweisen des Usurpators zu erklären aus der geheimen innerlichen Angst vor einer Vergeltung seines Frevels. Als Freytag später einen Teil seiner politischen Aufsätze in seine gesammelten Werke aufnahm, schrieb er selbst, dass er die Artikel über Napoleon III. mit Vorliebe zum Neudruck gewählt habe und zwar „zunächst weil der Kaiser während dieser Zeit im Mittelpunkt des europäischen Interesses stand, ausserdem aber, weil es sein Verhängnis wurde, dass ein unvergleichlich stärkerer und grösserer Mann im Kampf gegen ihn das deutsche Reich schuf."

Also die grossen Persönlichkeiten sind es — Napoleon und Bismarck — um die er nach und nach die Zeitgeschichte gruppiert sieht. Das Problem des Verhältnisses zwischen dem grossen Mann und seiner Zeit — mit anderen Worten die Betrachtung über das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit ergreift plötzlich übermächtig Besitz von seinem Geist. Alles, was er an früheren Studien in sich aufgenommen hat, schliesst sich

an diesen einen Gedanken an. Die Germanistik, die ihm seiner Zeit Hoffmann von Fallersleben in Breslau und Lachmann in Berlin erschlossen hatten, wurde ja durch ihren genialen Neubegründer, durch Jakob Grimm, gewissermassen zu einem Studium der deutschen Volksseele, und von der „Volksseele“ redete man in jenen Zeiten viel, in der Wissenschaft sowohl wie in der Politik. Auch die grossen Bewegungen der Zeit — gewissermassen ein neues Stadium, in das die Volksseele getreten war — passten trefflich zu solchen Betrachtungen. Und in gleichem Sinn mögen die neuen Bekanntschaften auf Freytag eingewirkt haben, die er in Leipzig machte. Da schloss er sich namentlich innig einem Freundschaftsbund an, den drei Professoren dort geschlossen hatten: der Germanist Moritz Haupt, der Kunsthistoriker Otto Jahn und der Geschichtsforscher Theodor Mommsen. Hatte doch der letztere soeben angefangen, in seiner epochemachenden römischen Geschichte die naturgemässe Entwickelung Roms aus den Verhältnissen Italiens zu zeigen. War doch hier wiederum ein Stück Volkseelengeschichte neu beleuchtet worden. Auch die Vertreter der demokratischen Strömungen der Tage sahen in den einzelnen Persönlichkeiten am Liebsten nur Aeusserungen der grossen Volksideen. Aehnlich wie das Volkslied nicht einen besonderen Autor nachweisen kann, so sollten auch grosse Zeitströmungen nicht einen persönlichen Urheber haben. Den entgegengesetzten Standpunkt hatten die erst vor kurzem in Deutschland verbreiteten Aufsätze Carlyles vertreten, die der grossen Einzelpersönlichkeit alles zugeschrieben wissen wollten.

Gustav Freytag nimmt in dieser Frage, die ihn von nun an sein Lebenlang beschäftigt, und also den eigentlichen Hintergrund aller seiner grossen Schöpfungen

bildet, eine vermittelnde Stellung ein. Er erkennt die Wechselwirkung an zwischen dem Mann und seiner Zeit. Wie viel Wert er aber auf die Macht der Persönlichkeit legt, das geht aus einer Aeusserung hervor, die er später als Greis über die achtundvierziger Revolution gethan hat: „Dennoch war, was die gewaltige Erhebung verursachte, im letzten Grunde durchaus nicht eine Zerrüttung des Staates, nicht schlechte Verwaltung, nicht unerträgliche Beschränkung der persönlichen Freiheit, sondern vielmehr der Umstand, dass die Deutschen der jüngeren Generation zu wenig vorfanden, woran sie ihr angeborenes Bedürfnis, zu lieben und zu verehren, befriedigen konnten. Die Person Friedrich Wilhelm III. hatten sich die Preussen nach ihren Wünschen zurecht gelegt und an diesem Idealbilde in Treue festgehalten, so lange er lebte. Das Wesen seines Nachfolgers war ihnen unverständlich und unsympathisch. Das unablässige Hervortreten eines persönlichen Willens, dem die Festigkeit so sehr fehlte, hatte gereizt und erbittert, es gab, wohin man die Augen richtete, keinen Menschen, dem man sich mit vollem Herzen hingeben konnte. Das war die deutsche Gefahr.“ Wie viel allgemeine Richtigkeit diesen Worten inne wohnt, sei dahingestellt — für Gustav Freytags Empfinden sind sie jedenfalls höchst bezeichnend. Dass er aber andererseits keineswegs willenlos sich einer grossen Persönlichkeit hinzugeben geneigt war, das hat er später oft genug gezeigt, als er unter anderem gegen die Annexion Schleswig-Holsteins durch Preussen protestierte, und in ähnlichen Fällen. Aber die allgemeine Bedeutung eines grossen mannhaften Willens gegenüber einer ganzen Zeit erkannte er aufs Wärmste an und das taucht bald auch als ein Hauptgedanke in seiner Poesie auf.

Zu dichterischer Musse sollte er bald wieder kommen. Er kaufte sich in Siebleben bei Gotha ein kleines, durch klassische Traditionen geweihtes Gartenhaus und wohnte dort den ganzen Sommer, während sein Freund Julian die Grenzboten allein besorgte. Im Winter kam dann Freytag nach Leipzig und Schmidt hatte gute Tage. Mit der Regelmässigkeit eines deutschen Gelehrten teilte der Dichter also seine Zeit jetzt ein, in journalistische Winterarbeit und poetische Sommertage. Auch seine persönlichen Beziehungen zu Herzog Ernst von Koburg datierten aus jener Zeit. Hatte doch der preussenfreundliche Freytag einmal vor einem preussischen Verhaftsbefehl in politischen Dingen sich nur dadurch retten können, dass Herzog Ernst ihn zu seinem Vorleser und zum Koburgischen Hofrat ernannte.

Die erste Frucht der neugewonnenen dichterischen Musse waren die „Journalisten“. Man halte dies Lustspiel gegen Freytags dramatische Jugendarbeiten — welch ein Unterschied! An der wirksamen Behandlung der dramatischen Technik hatte er durch seine politische Tagesschriftstellerei nichts eingebüsst, aber wie sehr hatte er an geistigem Inhalt, an Wahrheit der Lebensbeobachtungen gewonnen! Nicht mehr ein erträumter Graf, der sich in gerührter Anwandlung mit einer Gärtnerstochter verheiratet und einer russischen Fürstin den Laufpass giebt, steht hier im Vordergrund — nein ein Stücklein wirklichen Lebens ist mit dem köstlichsten Humor auf die Bühne versetzt worden. Realistisch ist das Stück in dem Sinn, dass es Menschen, die nun einmal dem modernen Leben angehören, auch in modernen Farben schildert. Aber es ist nicht in dem Sinn realistisch, dass es ein beliebiges Stück Wirklichkeit mit photographischer Treue wiedergäbe. Vielmehr ist es mit grösster Kunst, mit feinster Berechnung aufge-

baut. Zwei Zeitungsredaktionen stehen einander gegenüber — unverkennbar eine liberale und eine konservative, obgleich diese politischen Schlagworte nicht genannt wurden. Die Liberale unterstützt die Kandidatur eines Professors, die Konservative die eines älteren Militärs — und beide Männer sind als würdige Vertreter ihres Standes gezeichnet. Und das Kesseltreiben der Journalisten beider Parteien, die aneinander die Stimmen abzujagen streben, ist nicht ein rein äusserlicher Vorgang unerquicklicher Art, sondern ist verwachsen mit dem Seelenkampf der Helden des Stückes und ist vor allen Dingen verklärt durch den sonnigsten Humor. Wie die Figur des sorglos heiteren Bolz in der Seele des Dichters entstanden ist, lässt sich nun unschwer denken. Er hat jetzt den Journalismus kennen gelernt. Wie Freytag selbst ist Bolz von hochfliegenden Plänen durch die Zeitströmungen abgelenkt und in den Journalismus übergetreten. Aber er weiss sich nicht wie sein Dichter auf souveräner Höhe zu erhalten. Ganz nach den Vorschriften der Satire des Grenzboten-Redakteurs fängt er den dicken Weinhändler Piepenbrink durch persönliche Liebenswürdigkeit und durch ein Gemisch von Schmeichelei und Prahlerei für seine Partei ein. Die Tendenz des ganzen deckt sich völlig mit den Artikeln in den Grenzboten: Spott über die Kleingeister, die in der Bewegung einer grossen Zeit mit kleinlichen Mitteln Einfluss zu erringen suchen, Spott über die Dummen und Trägen, die sich von ihren geweckteren Zeitgenossen übertölpeln lassen — und endlich ein wehmütiger Seitenblick auf die grossen Talente, die von solchen stürmischen Zeiten im Alltagstreiben zerrieben werden, um den Mörtel für den Bau der Zukunft herzugeben. Und wie köstlich sind die einzelnen Typen aus dem Leben herausgegriffen: der Bellmaus, der

Schmock — man braucht kein Wort mehr über sie zu verlieren!

War in der „Valentine" und in dem „Grafen Waldemar" ein Stück krankhafter Phantasie zu künstlichem Leben erweckt, so ist in den „Journalisten" das wirkliche Leben da, und alle einzelnen Figuren stehen auch in dem kleinen Rahmen dieses Lustspiels unter der Einwirkung der grossen Zeitgedanken. Noch deutlicher kommt diese neue dichterische Weltanschauung Freytags in seinem ersten grossen Roman „Soll und Haben" zum Ausdruck. Die beiden wirtschaftlichen Haupt-Interessensphären des damaligen Deutschland — die Landwirtschaft und der Kaufmannsstand — stehen einander in dramatischer Lebendigkeit gegenüber. Das grosse Haus Molinaris in Breslau hatte dem Dichter für den einen Stand, die väterlichen Güter seiner Berliner Studienfreunde Wollup und Koppe hatten ihm für den anderen Stand die Gelegenheit zur Beobachtung geliefert. Zum ersten mal erschien hier das ganze deutsche Volksleben in dem Rahmen eines Romans, jeden Einzelnen in seiner Abhängigkeit von Standes- und Geburtsvorurteilen, jeden in seiner Entwickelung unter der neuen Zeit zeigend. Der bürgerliche Kaufmann T. O. Schröter ist nicht minder stolz auf sein Bürgertum, wie der Freiherr von Rotsattel auf seinen Adel. Aber die neuere Zeit hat sich für den Kaufmann und gegen den Landjunker entschieden. Der Freiherr muss den herrlichen Besitz seiner Ahnen zusammenbrechen sehen, seitdem er selbst in die Hände jüdischer Wucherer geraten ist und rauchende Fabrikschornsteine bekunden schliesslich auch auf seinem Besitz den Sieg der neuen Zeit. Der eigentliche Gegensatz aber, der sich aus diesen Verhältnissen ergiebt, ist der Gegensatz zwischen einem Leben voll verschwenderischen Geniessens und einem anderen

voll erwerbender Arbeit! Nicht den Kaufmannsstand als solchen hat Gustav Freytag als den ersten preisen wollen, sondern die Notwendigkeit der Arbeit und des Fortschritts mit der eigenen Zeit hat er in seinem dichterischen Gemälde dargethan. In der That, dieser Roman ist das erste grössere Dichterwerk jener Zeit, worin die Menschen nicht mehr bloss in der Sonntagslaune und in der geistreichen Musse, sondern in Werktagskleidern und in der Ausübung ihres Berufes gezeigt werden. Der Einzelne in seinem abhängigen Verhältnis zur Gesamtheit — das ist auch hier wieder der leitende Grundgedanke und nebenbei zieht sich noch eine psychologische Grundidee hindurch: „Der Mensch soll sich hüten, dass Gedanken und Wünsche, welche durch die Phantasie in ihm aufgeregt werden, nicht allzu grosse Herrschaft über sein Leben erhalten.“ Diese Worte, welche auf einer der ersten Seiten des Romans stehen, bezeichnet Freytag selbst als die leitende Idee für die Handlung des Buches. Träumt doch der junge Kaufmann Anton von der Heirat mit der Tochter des adligen Gutsherrn und gerät er doch mehrmals in die Gefahr, sein bürgerliches Glück zu verlieren, indem er sich in Kreisen bewegt, in denen er niemals heimisch und glücklich werden kann. Die straffe Durchführung der Handlung selbst ist ebenfalls ein Vorzug, der Freytags Romane über Gutzkows Arbeiten stellt. Mit klarer Planmässigkeit ist mit raschem Fortschritt einer dramatischen Entwickelung das Ganze durchgeführt und lässt doch noch Raum für fein ausgeführte Episoden, wie namentlich die köstlich ausgemalte „Tanzstunde.“ Und dann vor allen Dingen diese Fülle von scharf beobachteten, typisch durchgeführten Charakteren, diese üppigen Farben!

Als ein 39jähriger Mann sandte Freytag diesen seinen ersten Roman in die Welt hinaus. Man kann

aus diesem Grunde das Jahr 1855 als einen Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Romans bezeichnen. Der Erfolg war gleich anfangs ein ungeheurer und heute ist das Buch in mehr als 40 Auflagen in Deutschland verbreitet. Es hat Schule gemacht, es hat Nachahmer erweckt, es ist der Anfang einer neuen Epoche der erzählenden Dichtkunst in Deutschland geworden. Der Schöpfer dieses modernen Romans aber war weit entfernt von dem einseitigen Gedanken, nur noch das moderne Leben schildern zu wollen. Er wusste als Gelehrter und als Journalist ganz genau, dass das Verständnis für die eigene Zeit sich dem am besten eröffnet, der auch die geschichtliche Entwickelung kennt. Gleichzeitig mit den Vorstudien für seinen modernen Roman hatte er wieder geschichtliche Studien betrieben und den Entschluss gefasst, in seiner Zeitschrift eine Reihe von Bildern aus deutscher Vorgeschichte zu veröffentlichen. Er begann mit den Jahrhunderten der Reformation und des 30jährigen Krieges. Was ihn dabei reizte, war der Gedanke, die Person Luthers in ihrem Zusammenhang mit der vorhergehenden und nachfolgenden Zeit zu schildern. Also wieder der Gegensatz zwischen der grossen Persönlichkeit und ihrem Volk! Aber das Originelle bei der Behandlung dieses Stoffes war diesmal folgendes: Nicht eigentlich das Leben der Grossen, sondern die Empfindungen der Kleinen sollten geschildert werden. Lauter einzelne Stimmen aus der Vergangenheit sollten sprechen, und gerade all diese einzelnen Zeugnisse sollten in ihrer losen Nebeneinanderreihung ein Bild der vergangenen Zeit entwerfen. In den weiteren Bänden greift Freytag noch weiter in die Vergangenheit zurück. Er schilderte das Mittelalter und setzt Karl den Grossen in den Mittelpunkt. Und im letzten Bande gab er Friedrich den Grossen. Es sollte also gewissermassen der Held

jeder einzelnen Zeit kenntlich werden aus den Bildern einzelner seiner Zeitgenossen, in bunter Mannigfaltigkeit herausgegriffen aus dem Jahrhundert, dem er angehört. Wie dieses Buch Freytags nunmehrige Anschauung über die Wechselwirkung zwischen den Einzelnen und der Gesamtheit am eigenartigsten zeigt, so ist es auch vielleicht das Originellste, was er überhaupt geschaffen hat. Es dürfte schwer sein, in anderen Litteraturen ein Werk zu finden, das man diesen Bildern aus der „deutschen Vergangenheit“ als ein Gegenstück gegenüberstellen könnte. Der Historiker Freytag hat zu diesem vierbändigen Buche eifrig geforscht und gesammelt, der Dichter Freytag hat ihm seine Gestaltungskraft geliehen, aber niemals der Phantasie erlaubt, Erfundenes an Stelle des Gefundenen zu setzen.

Das Sammeln war eine Liebhaberei Gustav Freytags und seiner Freunde. Ergötzliches hat er uns darüber berichtet, und der beständige, anfangs mündliche, später schriftliche Verkehr mit so vielen Gelehrten gab immer neue Anregung, diesen Sammeltrieb zu befriedigen. Dabei waren dem Dichter seine Freunde, namentlich Haupt und Mommsen, so lieb geworden, und seine eigenen Universitätsjahre stiegen wieder so deutlich in ihm empor, dass es ihn reizte, auch dem Gelehrtenleben einen Roman zu widmen. In der „verlorenen Handschrift“ stellte er das Universitätsleben dem Hof gegenüber. Auch hier kannte er beide Millieus aus eigener Anschauung, denn er, der einstige Dozent, war ja jetzt ein Koburger Hofrat geworden. Mit einer leichten Satyre auf den übertriebenen Sammeltrieb beginnt das Werk, da Professor Werner auszieht, um eine alte Handschrift des Livius in einem entlegenen Gute zu suchen. Er findet sie nicht, aber er findet dafür das hübsche Landfräulein Ilse, mit der er sich verheiratet. Die Seelenkämpfe der jungen Frau,

die sich unter all diesen bücherliebenden Gelehrten vereinsamt fühlt und die schlieslich fast den Nachstellungen eines lüsternen Prinzen erliegt, bildet den Kern der Handlung. Die alte Meisterschaft in der Zeichnung der Charaktere, namentlich in der Ausgestaltung der Professorentypen lässt sich nicht verkennen, und, obgleich die Vorgänge namentlich des zweiten Bandes wohl möglich, aber nicht typisch sind für unsere Zeit, so ist doch auch in diesem Romane wieder ein grosser Kreis sozialer Gegensätze zur plastischen Anschaulichkeit gebracht.

In den Jahren, welche zwischen dem ersten und zweiten Freytagschen Roman liegen, schuf er ausser seinen „Bildern aus der Vergangenheit" noch die „Technik des Dramas" und das Trauerspiel die „Fabier". In dem ersten Werke sammelte er alle seine feinen Beobachtungen über die äussere und innere dramatische Technik. Aus den theoretischen Kapiteln sind die Analysen klassischer Dramen, namentlich der des alten Griechenlands voll Geist. Im Grossen und Ganzen jedoch legt das Werk als zu einseitig den Schwerpunkt auf den scenischen Bau und die Bühnenwirksamkeit des Schauspielers. Hat es daher in der Hand ungenialer Dichterlinge vielleicht zu der irrigen Ansicht geführt, als könne man nach solch einem Handbuch das Dramendichten erlernen, so ist es doch andererseits eine interessante Behandlung des dramatischen Organismus, und dürfte namentlich ein gutes Gegengewicht bilden gegen die Richtung unter den Dramatikern, welche novellistische und feuilletonistische Zwiegespräche auf die Bühne verpflanzen, in der Meinung, es seien das dramatische Werke. Freytag allerdings ist durch dieses allzuweit ausgedehnte Studium der Technik nicht günstig beeinflusst worden, denn die Tragödie der Fabier beweist,

dass die allzu genaue Bekanntschaft mit der wissenschaftlichen Behandlung der römischen Geschichte, wie sie Mommsen dem Dichter vermittelte, und dass allzu strenges Achten auf technische Regeln die Phantasie lähmt. Denjenigen aber,. welche glaubten, Freytag verwerfe die historische Dichtung ganz, bereitete diese Tragödie eine sonderbare Ueberraschung. Und eine noch grössere und nachhaltigere sollte bald folgen.

Die allmälige Einigung Deutschlands unter der Führung Preussens in den Jahren 1864—70 hatte Freytag in begeisterter Teilnahme in seiner Zeitschrift verfolgt. Den letzten grossen Entscheidungskrieg gegen Frankreich machte er als Gast des Kronprinzen, nachmaligen Kaisers Friedrich, in dessen unmittelbarer Begleitung mit. Als er nach der Schlacht von Sedan in die Heimat zurückfuhr, stieg vor seinen Augen die germanische Vorzeit lebendig empor, und die Schlachtfelder, über die er fuhr, erinnerten ihn an die Kämpfe germanischer Voreltern. Da reifte in ihm der Plan, seinen Lieblingsgedanken, die Abhängigkeit des Einzelnen von seinem Volk und seinen Vorfahren in einem grossen Werke darzustellen. In dem achtbändigen Roman-Cyklus die „Ahnen“ hat er diese Idee durchgeführt: Die Geschichte „Ingos“ führt uns in die Vorzeit des Thüringer Waldes. „Ingraban“ zeigt uns das Erwachen des Christentums in den deutschen Urwäldern. Im „Nest der Zaunkönige“ sehen wir das Christentum zur äusseren Formalität hinabsinken und das Rittertum sein Haupt erheben. In den „Brüdern vom Deutschen Hause“ hat auch das Ritterwesen seinen Höhepunkt erreicht und sinkt seinem Verfall entgegen und in „Markus König“ steht das mächtig emporgeblühte Bürgertum an seiner Stelle und die Epoche der Reformation beginnt. Der 30jährige Krieg hat im „Rittmeister von Altrosen“ Deutschland

verwüstet. Im „Freikorporal“ bereitet König Friedrich Wilhelm I. den preussischen Staat vor für seine geschichtliche Rolle und in der Schlussgeschichte „Aus einer kleinen Stadt“ spiegelte sich die Zeit von den Freiheitskriegen bis zur Revolution 1848 wieder.

Es wäre ebenso zwecklos wie unmöglich, die Reihe dieser Romane eingehender zu besprechen, die dem deutschen Lesepublikum ja allbekannt sind. Hervorgehoben sei nur, dass sie als ein zusammenhängendes Ganzes betrachtet werden müssen. Nach seiner eigenen Aussage hat Freytag den Hauptwert auf die einheitliche Stimmung des ganzen Werkes gelegt, und lächerlich ist der Vorwurf, als habe er schliesslich nicht gewusst, wie er das Geschlecht der Königs enden lassen solle und habe daher sein eigenes Leben im letzten Bande erzählt. Wer Freytags Eigenart einigermassen kannte, der konnte beim Erscheinen der ersten beiden Bände schon wissen, dass Gustav Freytag die letzten Enkel seines Ingo nicht auf dem Thron, sondern in bürgerlichen Kreisen suchen würde. Nicht nur wäre es ihm als Geschichtsfälschung oder Schmeichelei erschienen, wenn er einem bekannten regierenden Hause eine Vorgeschichte angedichtet hätte, sondern die ganze Idee seines Werkes beruht ja darauf, zu zeigen, wie der Enkel unbewusst noch von den Zeiten seiner Ahnen her beeinflusst wird. Der junge Gelehrte Victor König, der im Jahre 1848 Zeitungsschreiber wird, errät aus alten Familienüberlieferungen seinen Stammbaum ungefähr bis zur Reformationszeit hin, aber weiter hinauf vermag er mit seinem Blick die Vergangenheit nicht zu durchdringen, und er versucht es auch gar nicht. Der Leser weis, dass Victors ältester Urahn schon ein hochgeehrter Held in der germanischen Heidenzeit war — Victor selbst weiss es nicht, aber seine Kraft und Stärke, sein Hochsinn und seine Teilnahme an den

Leiden seines Volkes dankt er unbewusst dem Umstande, dass seit Jahrhunderten in seiner Familie die edlen Eigenschaften gepflegt wurden. Die neue Zeit auf den Schultern der alten, die modernen Menschen als die Erben ihrer Vorfahren zu zeigen und als die Brüder ihrer Mitmenschen, das ist Freytags dichterische Idee gewesen, seitdem er selbst Anteil genommen hat an dem Kampfe seines Volkes. Von dem Tage ab, wo ihn ein grosses, erschütterndes Weltereignis aus seinem dichterischen Jugendtraum erweckte und ihn zur Anteilnahme an der Tagesarbeit aufrief, war es sein Streben, in der Vergangenheit und Gegenwart die Arbeit der Volksseele zu belauschen und wenn er in diesem einen Roman die einzelnen Entwickelungsstadien des deutschen Volkes schildert und dabei die grossen historischen Persönlichkeiten nur in dem Hintergrund der Dichtung episodisch auftauchen lässt, so wissen wir doch, dass nach Freytags Geschichtsauffassung all die einzelnen Vorfahren der Familie König in diesen einzelnen Abschnitten der Geschichte in mehr oder weniger deutlichem geistigem Zusammenhang mit den Gedanken jener Grossen gestanden haben. Der Reihe nach haben die einzelnen Stammherrn dieser Familie alle die Erfahrung mitgemacht, welche die ganze Weltgeschichte durchzumachen hatte, und die Summe all dieser Erfahrungen kommt unbewusst auch dem letzten Enkel zu Gute. Und weil das nicht nur in der Familie König, sondern in allen Familien, soweit deren unbekannter Stammbaum zurückreichen mag, sich abgespielt hat, so kommen auch in den letzten Enkeln schliesslich auf Grund gemeinsam ererbter Erfahrungen auch gemeinsame Wünsche und Thaten zum Ausbruch. So erklären sich die grossen Aeusserungen der Volksseele aus den einzelnen Gliedern eines Volkes.

In dieser Weise sich der Erlebnisse und Thaten

seiner Ahnen bis zu einem gewissen Grade bewusst zu werden, nicht um, wie der junge Freiherr von Rotsattel, sich müssig derselben zu rühmen, sondern um, wie Victor König, in dem Kampf der eigenen Zeit sich solcher Ahnen würdig zu erweisen, das ist nicht nur privilegierten Geschlechtern, sondern allen Bürgern einer Zeit möglich. Und wie in „Soll und Haben“ Freytag die Traditionen des Adels mit den Anforderungen der neuen Zeit sich zu vereinigen strebt, so will der Dichter der „Ahnen“ eine Brücke schlagen über die Kluft, welche die Stände trennt, indem er die Vorfahren des Journalisten König hinaufverfolgt bis zu einem Königsgeschlecht des Thüringerwaldes. In dieser Weise den Einzelnen auf sein Volk hinzuweisen ist das dichterische Ziel Gustav Freytags gewesen und darum ist auch er ein Dichter des deutschen Volkes geworden.

Als ein solcher hat er sich mit Recht gefühlt, und daher durfte er auch mit Stolz auf eine lärmende Feier seines siebzigsten Geburtstags verzichten. Er durfte auch darauf verzichten, in schweren Jahren seine Musse künstlich zu neuen Produktionen anzuregen in einer Zeit, da ihm der innere Drang zu neuen grossen dichterischen Schöpfungen fehlte. In Ruhe überblickte er die reiche litterarische Ausbeute seines Lebens und als er sie zu einer Gesamtausgabe seiner Werke zusammenstellte, da schrieb er als Einleitung die Geschichte seines eigenen Lebens. Seine eigenen Schicksale sah er dabei ebenfalls nur unter dem Gesichtspunkte der allgemeinen Entwicklung seines Volkes. Es ist interessant zu lesen, wie er seinen eigenen Ahnen nachspürt, wie er von seinen Voreltern plaudert, wie er sein Heimatsstädtchen, die Erzieher seiner Jugend und endlich die grossen Weltereignisse bescheiden, aber deutlich in Zusammenhang mit seiner eigenen Entwicklung bringt. Ohne dass er es ausspricht,